

Robert
Walser
Seeland

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1107

Robert Walser

Sämtliche Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben von Jochen Greven

Siebter Band

Zu den größten Seltenheiten auf dem deutschen Buchmarkt gehört die 1920 in einer limitierten Auflage von 600 Exemplaren erschienene Sammlung von Prosastücken Robert Walsers, die der 1913 aus Berlin in seine schweizerische Heimatstadt Biel zurückgekehrte Dichter hier geschrieben hat. »Seeland« ist das Gebiet um den Bieler See, der Schauplatz von Robert Walsers zahlreichen Spaziergängen und Wanderungen, auf denen er mehr und Erstaunlicheres beobachtet und festgehalten hat als mancher Weltreisende. Die Poesie dieses scheinbar müßigen und ziellosen Schlenderns ist darin mit einem Witz und einer Unbefangenheit eingefangen, wie es nur ein Mensch vermag, der sich so »fürstlich arm und königlich frei fühlt« wie Walser, der lieber hungerte, als sich dem Zweckdenken anzupassen.

»Das Buch«, schrieb er im April 1918 an seinen Verleger, »enthält die sechs bedeutendsten Prosaarbeiten aus meinem bisherigen künstlerischen Schaffen hier in Biel. Der Titel ›Seeland‹ erscheint mir deshalb denkbar richtig, weil er knapp und straff dasjenige bezeichnet, um das es sich hier handelt, um eine Gegend und die Erscheinungen derselben. Der Titel ist sinnlich und einfach ... Seeland kann in der Schweiz oder überall sein, in Australien, In Holland oder sonstwo.«

Robert Walser, 1878 in Biel in der Schweiz geboren, lebte als junger Dichter und Commis in Zürich und anderen Städten seiner Heimat, dann als freier Schriftsteller in Berlin, wiederum in Biel und schließlich in Bern. Er starb 1956, nach Jahrzehnten stiller Zurückgezogenheit als Anstaltspatient.

Robert Walser
Seeland

Suhrkamp Verlag
Zürich und Frankfurt am Main

Die Erstausgabe erschien 1920 in limitierter Auflage
im Rascher Verlag, Zürich



5. Auflage 2023

Erste Auflage 1986

suhrkamp taschenbuch 1107

Mit Genehmigung der Inhaberin der Rechte,
der Carl-Seelig-Stiftung Zürich

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Zürich 1978 und 1985

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-37607-2

www.suhrkamp.de

SEELAND

LEBEN EINES MALERS

In früher Jugend saß er in einer Dachstube und zeichnete einen Reiter. Die Zeichnung kaufte ein kunstliebender Herr für zwanzig Franken, wodurch er sich vielleicht einbilden mochte, ein jugendliches Talent wesentlich ermutigt zu haben. Zwanzig Franken scheinen aber immerhin für einen unbemittelten jungen Mann, der Künstler werden will, eine ziemlich geringfügige Unterstützung zu sein. Solcherlei spärliche Gönnerschaft kann zu unaufhörlicher Dankbarkeit kaum verpflichten. Ein Lächeln dürfte hier am Platze sein.

Die Welt war voll Holprigkeiten und Schwierigkeiten, voll Kälte und Unanteilnahme, und der junge Mann war arm. Weich ging er einher, scheinbar früh schon klug und reif. Sein Gesicht und Benehmen deuteten auf etwas Tiefes und Abenteuerliches, ließen eine seltsame Seele, einen träumenden Charakter ahnen. Noch war er ungeschult und sollte sich nun langsam Bahn brechen. Den Kopf trug er leicht gesenkt. In den Augen lag es wie eine beständige Sorge um all die heiklen Dinge, die auf den Jüngling harrten, der nur fast zu zart fühlte. Zartheit wittert rasch und intensiv, was eine grobe Haut weder von weitem noch in der Nähe wahrnimmt und merkt. Zartheit war das Merkmal unseres jungen Malers.

Da- und dorthin kam er, schlug sich tapfer durch,

malte auf allerlei Manier kleine Landschaften, Wiesenabhänge mit blühenden Bäumen, Regen, Schnee und Sonne, den Herbst, den Sommer, den Winter, den stürmischen, seltsamen, gedankenreichen Frühling, einen blühenden Kirschbaum in regnerischem Grün, ein Bauernhaus in der Mittagshitze, einen schäumenden, in dunklem Wald- und Schluchtengrün verborgenen Bergbach, eine gelbliche, sonnige Bergfläche (Vogesen), wieder einmal bloß ein blumenreiches Wiesenstück oder ein Krautfeld im feuchtschimmernden, glücklichen, fröhlich blitzenden Morgenlicht. In einer Art Kunstschule zeichnete er Kinder-, Männer- und Frauenkörper nach Modell. Natur und Malerei wurden ihm ein Endloses. Seine Lehrer bezeugten ihm, daß er fleißig und talentiert sei. Staatlicherseits wurde ihm auf ein bittendes Gesuch hin eine bescheidene Summe als Unterstützung überwiesen, doch die Kunst ist ein schwindelnd hoher Felsen, und wer einem angehenden, klimmenden Künstler etwas wenig in Geld gibt oder in guten Ratschlägen verabfolgt, ist sich wohl selten oder überhaupt nicht bewußt, wie wenig er im Verhältnis zu den Schwierigkeiten darzubieten vermag, die sich vor der Künstlerseele und dem Künstlerkopf auftürmen, durch die sich sein Herz hindurchzuarbeiten hat. Man wagt zu sagen, daß Leute, die ein regelmäßig auf sie niederregnendes Monats- und Jahresgehalt beziehen, was ohne Frage höchst angenehm ist, sich vom Gefahrendasein des unabhängig schaffenden Künstlers schwerlich einen richtigen Begriff zu machen vermögen. Freiheit und Unabhängigkeit setzen unablässigen, harten Kampf voraus.

Ein gewisser Zug sanften Leidens und ein Ausdruck von zarter, edler Gelassenheit, die ihn auszuzeichnen be-

gannen, machten ihn schön. Vielleicht sind duldsame Menschen mutiger als ungestüme. Letztere wollen doch immer nur, so scheint es, eine gewisse Angst überrennen.

Auf einer malenden Wanderung, die ihn durch mildes, süßes September- und Oktoberland und durch Dörfer führte, deren freisinnige, häusliche Behaglichkeit ihm gar wohl gefiel, übernachtete er in ländlichen oder Stadtgasthäusern, wie es sich fügen mochte. Ein freundlicher Maler-Kamerad begleitete ihn. Beide zogen frisch und fröhlich auf zartgeröteten, weichen Landschaftsstraßen und -wegen leicht dahin. Wie ein goldig blitzendes Meer lag die Welt vor ihnen. Der gutmütige Morgen in seiner weißen Nebelhaftigkeit war wunderbar, und der Mittag im warmen Wirtshausgarten stellte sich reich an Ruhe und Freude dar. Meist gab es da ein friedliches, verständiges Geplauder mit Wirt, Wirtin oder Hausgesinde. Die Abende zogen wie reichgekleidete Königssöhne einher, mit gütigen, goldenen Augen, die unnennbar selig träumten. Alles klang dann süß. Von den tiefgrünen, weitumhergebreiteten Matten tönten angenehme Kuhglocken; liebe, sanfte Tiere weideten in der rührend schönen, freien, gutwilligen Abendwelt bescheiden umher, alle fröhlichen stillen Wege waren voll ruhigschreitender menschlicher Gestalten; Volks- und Vaterlandslieder drangen von da- und dorthier in die aufmerksam lauschenden Ohren beider junger Wanderer. Als dann kam die Nacht mit schauervoller Wirrnis, dichter Finsternis, Mondschein in einsamen Schluchten, Sternen und beruhigten Gedanken. In der Finsternis sind unsere Gedanken still wie kleine Kinder, die schlafen. Ein Licht kam; Tannen standen daneben, es war ein Wirtshaus,

unsere Künstler kehrten als späte nächtliche Gesellen leise ein. Anderntags gingen sie über die Berge, bis sie am Abend wieder in eine schöne Niederung und freundliche Abendlandschaft niederstiegen und -sanken.

Mild und gelind und doch auch stark und feurig sah er aus. Etwas wie einen ruhigen Naturanblick bot er dar. Sein Wesen, dem sich ein Hauch von Nachdenklichkeit, in gewissem Sinn ein Ton leisen Schmerzes beigesellte, war still und heiter. In einer Stadt, wo er sein Gewerbe weitertrieb, gab es zu malen eine feine dunkle Vorstadt mit Häuschen im Novemberabendzustand, Sorte Poesie von mehr ernster, düsterer als glänzender Art, eher Trauer und Grau als leuchtende Freude. Trauer kann aber einem Künstler eine ebenso große Freude sein wie diese selber. Ferner gab es zu malen oder skizzieren eine neblige Grube in silber-gelbem Ton, fieberisches Herbstlaub, Schönheit sozusagen des Todes, Reiz und Annehmlichkeit des Ernstes. Schon hatte der Maler Mappen voll Studien. Einmal kamen ein Herr und eine Dame zu ihm, die sich alles Geschaffene vorlegen ließen und mit großem Interesse betrachteten.

Im Winter reiste er in eine kleine, mauenumwundene, von jedweder Eisenbahn noch unberührte Landstadt, wo er den Auftrag zu erledigen hatte, einen Tanzsaal mit Wandverzierungen zu schmücken. Die Wintergegend bezauberte ihn. Ein Mensch mit flinken Beinen, nämlich sein Bruder, lief eines Tages in höchstem Eifer, d. h. im Sturm, zu ihm hin, um feststellen zu können, wie der Maler wohne und hause. Beide unternahmen sogleich eine Januarwanderung und konnten so den lieben geheimnisvollen edlen Winter wie nie zuvor kennenlernen. Zierliche Hügel samt zierlichen Bäumen waren vorsich-

tig mit kindheithaft zartem Schnee überschneit. Unschuldiger und seelenvoller kann ein schöner Traum nicht sein. Zu all dem Feinen und Artigen, das umher verstreut lag, war der Himmel blau und warm, wie im Frühling, jeder Zweig und Tannenast war mit Weiß belegt und bedeckt und jedes Hausdach ebenfalls, und durch das weiße Weihnachts- und Neujahrsland schlängelten sich gelbliche und bräunliche Wege. Wärme und Kälte schienen sich zu liebkosten, wie wenn der Winter habe vergessen wollen, daß er der gestrenge Herr und Meister sei. Da und dort schauten aus dem Weiß nasse, warme, zärtliche Flecken von Wiesengrün, das, wie man sagen möchte, den Wunderglanz eines sich nach Liebe sehnenden jungen Menschenherzens besaß. Jugendglanz und -freude mitten im Winter-Alter und Ernst. Alles so säuberlich, gutherzig, tief und süß. Selbstverständlich gaben sich beide Freunde oder Brüder mit Phantasieren und Träumen ab. Als es dunkelte, kam ihnen die Welt überwältigend schön, ernst und groß vor. Sie zogen in ein stilles Dorf, die Seelen voll Melodien und kühnen Plänen.

Es wurde Frühling. Durch die Straßen ging etwas Ergreifendes, sowohl als Farbe wie als Klang, als Wind wie als Duft. Bald war's hell, bald dunkel. Abende und Nächte waren märchenhaft. Zärtlich wölbte sich der Himmel über die Erde. Frauen und Kinder machten große Augen. Frühmorgens lag noch kalter Reif auf den reizenden Matten. In einem Bauernhause auf dem Berg, nah bei der Stadt, mietete der Maler ein bescheidenes, aber entzückendes Zimmer. Dicht am traulichen, gardinengeschmückten Fenster standen Tannen. Die niedrige, bequeme Stube war so warm, so heimlich. Gebildet und

gezeichnet wurde hier manches, so ein lichter Morgen und ein Waldstück. Nochmals schneite es, dann kamen die Blüten, so daß der Berg ganz rötlich und weiß, die kleinen Häuser von der Blütenpracht fast begraben wurden. Des Nachts warf der schöne gute Mond sein blasses Licht auf die schon für sich zarten weißen Bäume.

Der Maler verreiste und erkrankte. Nur wie durch ein Wunder schien er dem Elend, worin er lag, wieder zu entrinnen. Der Tod schaute ihn mit bleichem Antlitz ernst an, ging aber mit bewunderungswürdiger, nachlässiger Geste an ihm vorbei und verschonte ihn, sonderbarer Freund in der Tat, den sich niemand zum Kameraden wünscht.

Leidlich wiederhergestellt, kehrte unser junger Kämpfer zurück. Auf einer waghalsigen Alpenwanderung wurden Hunger, Durst und Erschöpfung wacker überwunden. Im Herbst sah er sich in ein artiges Hügel land, d. h. in eine anziehende nette kleine Stadt versetzt, wo er fleißig weiterstrebt. Hier entstanden ihm ein lieblich-weicher Rebberg, leicht und duftig in Form und Farbe, fast eher geträumt und erdacht als gemalt, mit wohnlichem Rebhäuschen in den Reben und ernstlichem Waldrand oben auf der Anhöhe. Weiter ein bräunlicher Holzplatz, abendlich-dunkel, angelehnt an grünen Tannenhintergrund. Ebenso eine nachdenkliche Abendaussicht hinter geisterhaft weißer, feiner Fenstergardine und manches andere. Die zeichnende Hand wurde vorsichtiger, bedächtiger. Gewisse jugendliche Müdigkeiten gaben den Bildern einen Anhauch von Resignation. Der Künstler stritt mit dem Menschen im Künstler, welcher wohl von beiden grössere Rechte habe. Wo der Mensch doch auch Mensch sein und leben wollte, hätte der Künstler

nur immer arbeiten, lernen und umlernen sollen. Das Leben war doch gar zu arm und streng, und wie war wieder die Natur so reich, das Land so schön. Ein Schmerz um die Kunst wie um den Menschen stellte sich ein, woraus harte Kämpfe entstanden. Bald schien die Kunst, bald wieder der Mann und Mensch verlassen und vernachlässigt. Während der Künstler zornig auf Palette und Pinsel wies und dem Manne zurief: «Schaffe!», hielt dieser dem drängenden Künstler entgegen: «Wie kann ich schaffen, wenn ich nicht atmen und leben darf?»

Der schon in jungen Jahren mit den verschiedensten Nöten und Gefahren wacker gestritten hatte, kam eines Tages, wie aus weiter Ferne kommend, mit den Manieren eines Menschen, der große Sorge erfahren hat und der weiß, daß ihn der mühevollen Streit, gleich anhänglichem merkwürdigen Gesellen, getreulich durchs ganze Leben begleiten würde, in ein Haus.

Seine Haltung deutete auf Entschlossenheit, gelassenen Gehorsam gegenüber etwas Höherem. Ähnlich marschiert ein gedienter Soldat daher, der Proben seiner Brauchbarkeit im Felde ablegte: freundlich, weich und mutig. Wer im Kampf gestanden ist, findet Wichtigkeit für seiner unwürdig. Kummer kleidet einen jungen Mann vorzüglich. Still überwundene seelische und körperliche Anstrengung spricht als eine Art Vornehmheit, ohne der Worte zu bedürfen, deutlich aus der geringsten Gebärde. Die Manieren eines Kämpfers sind ohne Zweifel immer schöner als die eines Genießers. Männlichkeit und Delikatesse, womit er sich benahm, gefielen der Hausfrau. Sie liebte ihn und brachte es nicht über sich, ihm das nicht zu zeigen.

Zur Künstlernote gesellt sich nun eine neue: Die Liebe!

Mit einem Plakat, das er entwirft, verdient er einiges Geld. Auf dem blonden Haar und nachdenklichen Kopf trägt er einen armen, dummen, weichen, verdrückten, formvollendeten, freilich ein wenig wunderlichen runden lächerlichen Hut, eine Art verbogenen rostigen Kochtopf, ein Ungeheuer von Hut, der mit tiefer, hoher, phantastischer, unförmlicher, greulicher Bratpfanne mehr Ähnlichkeit hat, als scheinbar absolut notwendig ist. Doch die Frau findet den Hut und den Menschen darunter rührend schön. Welche edle, feine Frau findet einen schönen Menschen deshalb nicht noch viel schöner, weil er arm ist und schlecht gekleidet geht?

Sie lud ihn mehrfach zum Essen ein und fand himmlisch schön, daß sie ihm sozusagen hie und da zu essen geben könne. Ihm dieses und jenes Geschenk machen zu dürfen, bereitete ihr eine Wonne. «Er ist bedürftig, und dennoch erscheint er mir wertvoller als alle andern Menschen», sagt sie sich, und unwillkürlich faltet sie die Hände, um zu beten. Liebe zu einem Menschen erzeugt Liebe zum Unendlichen. Liebende sind immer fromm und gläubig, und nur Glückliche haben einen Vater im Himmel.

Der Maler war über so viel Zärtlichkeit und Mitleid erschüttert. Indessen runzelte die Kunst, falls man sich so ausdrücken darf, unzufrieden die Stirne. Drohend neben ihm stehend, fragte sie ihn: «Und ich?» Es fragt sich in der Tat, ob Liebe und Kunst einander überhaupt zu ertragen vermögen. Nach Jahren erst, wenn aus dem Wanderer und Ringer ein reicher Meister geworden und eine notwendige Entwicklung beendet ist, könnte dies vielleicht gelungen und alle derartigen Fragen überflüssig gemacht worden sein.

Den Lernenden aber riß die Kunst gebieterisch von der Frau, die ihn liebte und die er liebte, fort in ein weiteres Bemühen, Lernen, Wagen, Suchen und Schaffen hinaus. Wie der Künstler nicht als gefühllos und hart hingestellt werden kann, wenn er Liebes abschüttelt, um den Gesetzen zu gehorchen, denen er dienen muß, so kann auch der Soldat nicht der Härte und Grausamkeit beschuldigt werden, der, indem er ohne Mitleid tut, was schrecklich ist, nur seine Pflicht und Schuldigkeit befriedigt!

Im Mai, da alles grünte und blühte, kam es zum Abschied, der sich groß und tragisch wie ein Drama gestaltete. Vergeblich klagte die Frau. Klänge und verzweifelte Gebärden, Empfindungen, Farben, Worte kamen hier vor, wie bei der schmelzenden erschütternden Oper von Mozart und wie bei einem Sonnenuntergang, wo die Sonne, bevor sie sich von der geliebten Erde trennt, dieselbe mit grandioser Zärtlichkeit überströmt und mit flammenden, brennenden Abschiedsküssen überschüttet.

Man sagt, daß die Armut ein strenger Herr sei, und das wird wahr sein. Tägliche Notdurft macht nicht viele Umstände. Manche Leute merken es am schmalen, kargen täglichen Brot ohne weiteres, von woher der Wind weht, wogegen behäbige, wohl situierte Herrschaften auf vieles nicht zu achten brauchen, weil sie durchaus nicht nötig haben, genau aufzupassen, recht sehr empfehlenswerter Zustand immerhin. Wer arm und unbeschützt ist, spitzt ganz von selber, d. h. instinktiv, seine Ohren, und man braucht ihn nicht erst lange zu ermahnen, scharf zu spähen. Der Selbsterhaltungstrieb besorgt solches glatt und nett; kurz und gut, der junge Maler war Proletarier, und er nahm jetzt den Pinsel nur wieder fester

in die Hand und setzte seine Arbeit, da es vorwärts zu kommen galt, entschlossen fort. «Das, was man so Liebe nennt», sprach er zu sich selber, «ist sicherlich schön, doch dabei hintanstehen und behaglich verkommen, kann unmöglich schön sein und macht leider nicht den geringsten Spaß. Vorwärts jetzt! Beeilen Sie sich gefälligst ein wenig, mein sehr geehrter Herr. Wir müssen uns nun herumtummeln und arbeiten, damit wir es in der Welt, die uns so hübsch zu sein scheint, in Gottes Namen zu irgend etwas bringen. Fort jetzt mit Gefühlen, bitte freundlich. Kaltblütig nachgerade und energisch – hallo! Und nun nicht noch einige tausend Meter lang gezögert. Das verfluchte Träumen und Zaudern. Nimmt mich wunder, wer Lust haben könnte, mir Geld hiefür zu geben. Und vom Vornehmtun lebt man auch nicht lange. Also an die Arbeit, denn kräftige, muntere Arbeit soll mir in der Tat eine Erfrischung sein. Nur Arbeit ist ja eigentlich rechtes Leben, Vergnügen, innerliche Freude und Daseinslust. Man muß nur mutig hineinspringen ins scheinbar kalte Bad, das dich anfänglich schaudert, nachher aber königlich ergötzt und erquickt. Und Geld, Künstler!, ist schließlich auch nicht bloß nur so zu verachten, da sich mit Geld, wovon ich überzeugt bin, manche ungemein hübschen Sachen kaufen lassen. Ich zweifle keinen Augenblick mehr daran, daß ich wie ein Sklave und Schuft schaffen will, aber ebensowenig will ich dulden, daß mir der Spaß an der Welt, der mir sehr berechtigt vorkommt, verleidet werden soll.»

Solchermaßen ermunterte er sich, feuerte er sich an, setzte er sich in belebende Bewegung, heiterte er sich frisch auf und gewann er Mut, Sicherheit und Zuversicht. Unmerklich wurde ihm die Not selber ein wahrer, guter

Freund, oder, wenn man will, eine Freundin, die ihn antrieb und mit fröhlichen, befehlshaberischen Winken vorwärts und aufwärts jagte. Indem er sein Werkzeug zur Hand nahm und gutwillig schaffte, beteiligte er sich gewissermaßen an einem Unternehmen, dessen Zustandekommen ihn lebhaft interessierte, oder an einer Aufführung, deren Bau ihn höchlich belustigte. Schaffen war ihm nun die große Freude, Tätigkeit das große Vergnügen. Freundlicher Schwung und heitere Liebe zum Leben flogen an ihn an und in ihn hinein. Er fing bald an, kleine Fröhlichkeiten so hoch zu schätzen, wie sie es verdienen, da doch das Leben schließlich aus zahlreichen kleinen Wichtigkeiten oder bedeutsamen Kleinigkeiten zusammengesetzt ist. Er gewöhnte sich zu achten, und sich anzueignen, was er bisher gering geschätzt, mithin allzuwenig beachtet hatte. Was man verachtet, das unterschätzt man. In kurzem hatte er für eine gewisse Eleganz zu sorgen verstanden, die den tätigen Menschen durchaus nicht hinderte, arbeitsam zu sein, den Arbeiter bei der Arbeit in keiner Weise störte. Dadurch, daß er seine Empfindungen bändigte und seine Einbildungen zügelte, machte er die besten Fortschritte, und indem er sich entschlossen hatte, den Gedanken, daß er in der Welt irgend etwas wie verstoßen oder verlassen sei, ruhig aufzugeben, verlor er nur, was ihm nichts nützte, gewann dafür aber etwas Angenehmes, nämlich festen Boden unter die Füße und Vertraulichkeit unter den Leuten sowohl wie in sich selber. Insofern er harmlos unter Menschen zu treten sich nun nicht mehr scheute, bekundete er Genie, wodurch er ungeahnte Kräfte eroberte. Er sah ein, daß Absondern eine Schwäche sei. Mit solcherlei Einsicht bewaffnet, wagte er der Meinung zu sein, daß die Mäd-

chen zu hübsch und zu liebenswürdig seien, als um Lust und Heldenmut genug zu haben, unempfänglich an ihnen vorüberzugehen. Rund um sich in der blauen, hellen Welt erblickte er mit einmal tausend offene und geheime, lebende beglückende, kleine süße Reize, und es konnte ihm unmöglich einfallen, zu glauben, daß es unrichtig oder gar sündhaft sei, redlich zu lieben, was er entdeckte. Alles, was man unter «Liebe» versteht, wurde ihm heller und lustiger, tätlicher und darum wohliger. Da er sich an das lockende Alltägliche warf und fröhlich das sogenannte Gemeine an sich riß, um es behaglich zu erleben, wie lebenslustige Menschen es zu allen Zeiten erlebten, war er wie befreit, worüber er herzlich lachte. Seine Befreiung aus jedweder Unlust verschaffte ihm die schönsten Stunden und machte ihn mehr und mehr zum Menschen unter Menschen.

Er zog in die Berge, wo er sich für eine Zeitlang in einer Bauernstube einnistete. Entzückend war das entlegene Bergdorf auf einsamer, freier Höhe. In den Bergen ist es wundervoll, wie dann und wann noch im Frühling dichter Schnee niederfällt, wodurch alles in Weltentrücktheit verwandelt wird.

Er malte dort einige kräftige Bilder, darunter sonderlich eine dunkle Juralandschaft, genannt «Bözingenberg», waldiger Bergabhang in Vorfrühlingsabendluft, stark und schön empfunden.

Dann ging er fort, wieder in die großen Städte, unter die vielen Menschen, wo er ehrlichen Straßenbahnschaffnern durch sein eigentümlich sinnendes Gehen und Wesen, langsame Gangart und Berghut auf dem Landschafterkopf auffiel und Staunen einflößte.

Eine Schloßparkallee wurde gemalt. Große, gelbe

Kastanienblätter liegen am Boden, und andere Blätter, die noch an Ästen hängen, spiegeln sich in einer Regenwasserlache klar ab. Großer, ruhiger Ausdruck. Man kann sagen, daß das Bild einem Gesichte glich, worin sich Seele und zugleich Energie widerspiegeln.

Auch wurde ein Fenster nebst hoher Gardine und Blumentopf geschaffen, eine geistvolle und eigentümliche Arbeit voll einer schimmernden Blässe, derart, als wenn die Farben durch einen edlen Geist gesättigt seien, und so, als sei nicht so sehr der Gegenstand wie vielmehr die Seele desselben gemalt, nämlich sozusagen der Eindruck oder das dichtende, erzählende Element, wie wenn sich hinter dem Bilde irgend etwas Bedeutsames zutrüge, oder so, als führe der gemalte Gegenstand im Bilde ein durchaus selbständiges, sinnreiches, fühlendes, ereignismäßiges Leben. Die gemalten Dinge können in der Tat träumen, vor sich hin lächeln, für sich selber sprechen oder trauern.

In der Seele des Malers begann sich ein seltsames, romantisches Wesen zu entfalten, das vom Lesen, doch auch vom Leben selber herrührend, in die Malerei überging. Seine dunkeltönenden Bilder schienen durchaus seinem romantischen Fühlen zu entsprechen. Die Festigkeit der Pinselführung entsprach der Gesinnung und Haltung des gereiften Mannes. Was er jetzt malte, erhielt den Klang und Reiz des Sonderbaren, den Charakter des Ernsthaften, ja, falls man will, des Tiefsinnigen. Neben einem gewissen Suchenden und Fragenden, womit sie durchglänzt scheinen, lassen die Bilder einen freilich ungemein zarten, nichtsdestoweniger unumwundenen Zug von Sinnlichkeit erkennen. Etwas Sinniges drückt ihnen seinen Stempel auf. Träumen, Sinnen, Phantasieren flie-